

Lebensrealitäten junger Lesben*

Aktuelle Befunde und Hintergründe¹

Meike Watzlawik

August 2021

Bei Umfragen seitens der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung bezeichnen sich 3% der Frauen* in der Altersgruppe 21-25 Jahre selbst als lesbisch. Betrachtet man eine größere Altersspanne (18-75 Jahre), sinkt die Zahl in entsprechenden Studien auf 1,3%. Fragt man 18-85-jährige Frauen* jedoch, ob sie sich als „nicht ausschließlich heterosexuell“ bezeichnen würden, so steigt die Zustimmung wieder auf 22,4% (vgl. Pöge et al., 2020). Lesbische Liebe und Anziehung ist also keine Seltenheit, was sich u.a. auch in den folgenden Zahlen widerspiegelt: Zwischen Oktober 2017 und Ende 2019 heirateten 23.344 Frauen*paare – bei den Männern* waren es 23.581 (LSVD, n.d.).

Frauen* – Warum der Stern?

Personen, die sich selbst als Frauen* bezeichnen, haben oft unterschiedliche Selbstfindungsprozesse und Entwicklungswege hinter sich. In Deutschland ist es eine weitverbreitete Praxis, das Geschlecht eines Kindes bereits vor der Geburt aufgrund verschiedener körperlicher Merkmale zu bestimmen. Hierzu werden Marker wie die äußeren Geschlechtsorgane, Chromosomen, etc. herangezogen. Auf Basis dieser Merkmale, die bei genauerem Hinsehen eine hohe Variabilität aufweisen (vgl. Voß, 2010), werden die meisten Kinder als entweder weiblich oder männlich eingestuft. In manchen Fällen, in denen die biologischen Merkmale aus Sicht von Mediziner*innen keine eindeutige Einordnung erlauben, ist Intergeschlechtlichkeit eine mögliche Einordnung.

Unabhängig von dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht, kann sich eine Person selbst als Mädchen* bzw. Frau* kategorisieren. Stimmt das bei Geburt zugeordnete Geschlecht mit der eigenen Identität überein, wird von Cisgeschlechtlichkeit gesprochen. Ist dies nicht der Fall, ist von Transgeschlechtlichkeit die Rede. Für sowohl cis-, trans- als auch intergeschlechtliche Personen ist die weibliche Identität (Selbstbezeichnung als Frau/Mädchen) *eine* mögliche Geschlechtsidentität. Die Gruppe der Frauen* ist also sehr divers, was durch das Sternchen in diesem Text symbolisiert werden soll. Und diese Vielfalt setzt sich auch in anderen Identitätsaspekten fort...

Die reine Selbstkategorisierung als Mädchen* oder Frau* sagt nämlich noch nichts darüber aus, ob und wie diese Geschlechtsidentität nach außen gezeigt, wie sie aus- und gelebt wird – und werden kann. Die Geschlechtsrollenidentität bzw. der Geschlechtsausdruck birgt im Grunde unendliche Möglichkeiten, wird allerdings durch die Rollenerwartungen und gesellschaftlichen Rollenstereotype stark mit geprägt.

¹ Dieser Text ist die Verschriftlichung eines Vortrages gehalten im Rahmen des Fachtags „Jung – Lesbisch – Sichtbar?“ in Siegen am 31.08.2021

Prof. Dr.
Meike Watzlawik
Sigmund Freud
PrivatUniversität Berlin
Columbiadamm 10
D - 12101 Berlin

T + 49 30 695 797 28-16
meike.watzlawik@
sfu-berlin.de
www.sfu-berlin.de

Wie sollte sich eine Frau* verhalten? Was für Eigenschaften sollte sie haben? Welche Interessen? Und: In wen sollte sie sich verlieben? Und wer legt das eigentlich fest?

Stereotype und Diskriminierung

Laut des *Gender Social Norms Index* (UNDP, 2020) sind weltweit fast 90% der Frauen* **und** Männer* vor allem gegenüber Frauen* voreingenommen. Ungefähr 50% sind der Meinung, dass Männer die besseren politischen Führungskräfte sind, mehr als 40% gehen davon aus, dass Männer besser als Führungskräfte in der Wirtschaft geeignet seien und dass diese mehr Anspruch auf einen Arbeitsplatz haben, wenn Arbeitsplätze knapp sind. Allein die Tatsache, eine Frau* zu sein, beinhaltet also bereits Annahmen über ihre Fähigkeiten – die auch viele Frauen* teilen (*internalisierter* Sexismus). Stereotype Vorstellungen von Frauen* betreffen dabei nicht nur ihre Fähigkeiten, sondern auch ihr Aussehen und Auftreten. „Typische“ Frauen sollen feminin sein – sind sie es nicht, werden „Abweichungen“ von der Norm auch in anderen Bereichen vermutet. So ist ein beliebtes Vorurteil, dass eine maskuline Frau* auch lesbisch sein müsse². Tatsächlich kann von der Geschlechts(rollen)identität eines Menschen **nicht** auf seine sexuelle Identität³ bzw. sexuelle Orientierung geschlossen werden. Es gibt maskuline, feminine, androgyne, ... Lesben*, die Konzerne führen, Models sind, Bücher schreiben, Fußball spielen *und* gern kochen, ... Aber die Stereotype halten sich trotz alledem hartnäckig.

Kurzer Exkurs: Die geläufigsten Kategorien, um die sexuelle Orientierung eines Menschen zu beschreiben, sind Homo-, Bi- und Heterosexualität. Die Bezeichnungen nehmen allerdings einen direkten Bezug auf die Geschlechtsidentitäten der beteiligten Personen: „Sexuelle Orientierung sagt irgendwie gleichzeitig sowohl etwas über DEIN Geschlecht als auch über das Geschlecht der Personen aus, die du anziehend findest. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge! Wenn es bei der sexuellen Orientierung wirklich nur darum ginge, von wem wir uns angezogen fühlen“, dann hätten eine lesbische Frau und ein heterosexueller Mann die gleiche Orientierung: Sie würden sich beide zu Frauen hingezogen fühlen (Weinrich, 2014, S. 311). Alternative Begriffe wie frauenliebend, männerliebend, aber auch geschlechtsunabhängige Bezeichnungen wie z.B. pan- oder demisexuell, die immer mehr Menschen für sich in Anspruch nehmen, zeigen die Notwendigkeit einer Ausdifferenzierung auf (vgl. Watzlawik & Sobiech, 2017).

Eine Person kann also Diskriminierung erfahren, weil sie eine Frau* ist, gleichzeitig kann sie aufgrund ihrer Homosexualität oder anderer Merkmale ausgegrenzt werden – Diskriminierungserfahrungen müssen zusammengedacht werden, da sie kombiniert Erfahrungsräume schaffen, die bei dem Fokus auf nur ein Merkmal nicht ausreichend verstanden werden können (vgl. Konzepte wie Intersektionalität und Mehrfachdiskriminierung, z.B. Walgenbach, 2012). In Studien, in denen lesbische, bisexuelle und schwule (LSB) Personen zusammen als Gruppe betrachtet werden, können zwar Unterschiede zu anderen Gruppen (z.B. trans* und inter* Personen) deutlich gemacht werden, aber Unterschiede *innerhalb* der Gruppe werden nivelliert. Umfragen z.B. zeigen ganz deutlich, dass schwule und lesbische Identitäten sehr unterschiedlich wahrgenommen und sanktioniert werden. 40% der Sechstklässler*innen geben z.B. an, „Lesbe“ als Schimpfwort benutzt zu haben, während das Wort „schwul“ oder „Schwuchtel“ 60% der Befragten als solches dient (Klocke, 2012). In einer von dem Meinungsforschungsinstitut Norstat im Auftrag von playboy.de (Juli 2021) durchgeführten Umfrage, sagten 1023 repräsentativ ausgewählte Frauen und Männer in Deutschland, dass der öffentliche

² Ein Vorurteil, dass sich auch historisch mehrfach wiederholt und immer wieder neuen Zuspruch erfährt (vgl. Abriss über Geschichte in Watzlawik & Wenner, 2003).

³ Sexuelle Identität meint dabei die individuellen Lösungen für die Entwicklungsaufgaben, sich im Laufe des eigenen Lebens für Werte sowie Normen für das eigene Sexualeben entscheiden zu müssen, Verantwortungsgefühl für eigene Bedürfnisse und die des*der Partner*in(nen) zu entwickeln und sich der eigenen sexuellen Orientierung bewusst zu werden.

Austausch von Zärtlichkeiten zwischen zwei Frauen ihnen zu jeweils 19% „unangenehm“ sei, wohingegen der Austausch von Zärtlichkeiten bei Männern von 30% der Männer und wiederum 19% der Frauen abgelehnt wurde. Homosexualität zwischen Männern* wird also offenkundiger abgelehnt, was nicht heißt, dass lesbische Frauen* weniger diskriminiert würden. Neben ebenfalls stattfindender offenkundiger Diskriminierung sind hier Themen wie „Unsichtbar-Machen“ und „Nicht-ernst-genommen-Werden“ von Bedeutung (siehe folgende Abschnitte). Auch strukturelle Diskriminierung speziell gegenüber lesbischen Frauen* ist gut belegt (vgl. z.B. Plötz, 2017).

Lesbische Frauen*

Lesbische Frauen* bzw. Mädchen* sind, nach den bisherigen Ausführungen, also Personen, die sich selbst als Frau* bzw. Mädchen bezeichnen und andere Frauen*/Mädchen* sexuell und/oder emotional anziehend finden. Wann werden sich lesbische Mädchen* in Deutschland aber ihrer sexuellen Orientierung überhaupt bewusst (inneres Coming Out)? Laut Krell und Oldemeier (2018) ist dies im Durchschnitt mit 14,9 Jahren der Fall. Bisexuelle Mädchen* brauchen hier im Schnitt sogar etwas länger (Durchschnittsalter 15,1 Jahre). Im Vergleich mit homo- und bisexuellen Jungen* werden sich homo- und bisexuelle Mädchen* ihrer sexuellen Orientierung tendenziell später bewusst. Allerdings geben 25% der von Krell und Oldemeier befragten Jugendlichen gar kein genaues Alter an und verweisen unter anderem darauf, dass es sich bei der Bewusstwerdung um einen Prozess gehandelt hat und ein *Zeitpunkt* deshalb schwer zu bestimmen sei. Weitere 15% geben an, es „schon immer“ gewusst zu haben. Einen entsprechenden Trend wird bereits von LesMigras (2012) beschrieben: In der damaligen Studie „konnte eindrucksvoll [gezeigt werden], dass eindeutige Identitätsbeschreibungen innerhalb marginalisierter Gruppen an Dominanz verlieren. Der Verweigerung von Zugehörigkeit wird unter anderem mit Eingriffen in Zuschreibungs- und Beschreibungspolitiken begegnet.“

Wie wird das innere Coming Out von den lesbischen Mädchen*/Frauen* im Vergleich zu anderen Gruppen heutzutage erlebt? Abbildung 1 gibt hierzu eine kurze Übersicht:

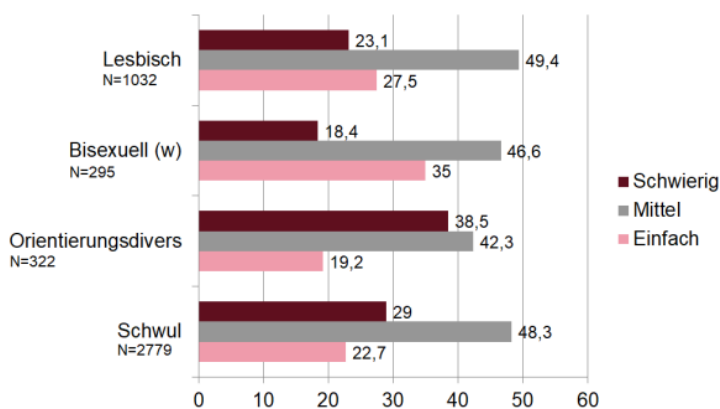


Abb. 1: Einschätzung des inneren Coming Out Prozesses (Angaben in %, Krell & Oldemeier, 2018)

Deutlich wird, dass lesbische Mädchen des Prozess selbst als etwas schwieriger als bisexuelle Mädchen einschätzen. Am schwierigsten ist es allerdings nach eigener Aussage für orientierungsdiverse⁴ Jugendliche gefolgt von schwulen Jungen*. Vor dem äußeren Coming Out, also davor, anderen Personen von der eigenen sexuellen Orientierung zu erzählen, äußern viele Jugendliche Bedenken (siehe Abb. 2). Lesbische Mädchen* äußern hier weniger Bedenken als schwule Jungen*, aber mehr Bedenken als bisexuelle Mädchen* oder orientierungsdiverse Jugendliche. Oft geht es bei den Bedenken darum, Angst vor den Reaktionen der

⁴ In dieser Kategorie nutzten 82 Jugendliche alternative Selbstbezeichnungen und 270 machten keine Angaben.

Freund*innen und Familie zu haben, oder man fürchtet sich vor verletzenden Bemerkungen/Blicken oder Problemen am Arbeitsplatz, an der Uni oder in der Schule.

Die Bedenken sind nicht unberechtigt, auch wenn die meisten der selbst gewählten Ansprechpersonen letztendlich positiv reagieren: Insgesamt geben aber dennoch acht von zehn Jugendlichen an, schon einmal von Diskriminierung betroffen gewesen zu sein. Im öffentlichen Raum hat sogar jede*s zweite lesbische Mädchen*/Frau* schon einmal Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erfahren.

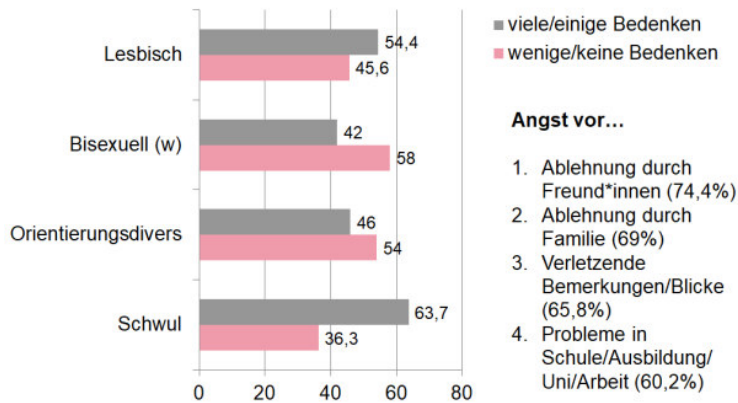


Abb. 2: Bedenken vor dem äußeren Coming Out (Angaben in %, Krell & Oldemeier, 2018)

Gerade die o.g. Bedenken beeinflussen die Zeit, die zwischen innerem und äußerem Coming Out vergeht. Bei lesbischen Mädchen sind dies 1,8 Jahre, bei bisexuellen Mädchen 1,7 Jahre und bei schwulen Jungen 2,9 Jahre. Dass sich schwule Jungen hier weniger trauen, kommt nicht von ungefähr, tatsächlich werde sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung innerhalb der Familie häufiger beleidigt und lächerlich gemacht als andere Gruppen. Lesbische Mädchen sehen sich in der Familie eher damit konfrontiert, dass ihre sexuelle Orientierung nicht ernst genommen oder ignoriert wird. Dies setzt sich an Bildungs- und Arbeitsorten fort, wobei lesbische Mädchen hier auch oft angeben, dass ihr Lesbisch-Sein von anderen überbetont wird und andere, für sie relevante Aspekte nicht gesehen werden. Auch häufen sich stereotype Annahmen, wie z.B. „dann bist du doch bestimmt in deine beste Freundin verknallt“ oder grenzüberschreitendes Interesse am eigenen Privatleben.

Während schwule Jungen von allen untersuchten Gruppen im Freund*innenkreis die meisten Diskriminierungserfahrungen machen, werden lesbische Mädchen* laut Krell und Oldemeier (2018) am häufigsten von „Freund*innen“ zwangsgeoutet. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass ihre Gefühle nicht ernst genommen werden, wodurch eigentlich offensichtliche Grenzen nicht also solche wahrgenommen und respektiert werden.

Potentielle Konsequenzen von Diskriminierung

Trotzdem sich in den letzten Jahrzehnten und Jahren viel zum Positiven verändert hat, sind Diskriminierungserfahrungen immer noch viel zu häufig zu beobachten. Dies hat Konsequenzen: Bei lesbischen Mädchen* ist ein höherer Konsum von Alkohol, Zigaretten und Marihuana als bei heterosexuellen Peers zu beobachten – bei männlichen Schüler*innen zeigt sich hier kaum ein Unterschied zwischen den Gruppen (Youth Risk Behavior Survey; Johns et al., 2018). Eine andere Studie macht deutlich, dass lesbische und bisexuelle Frauen* in der Altersgruppe bis 45 Jahre einen schlechteren allgemeinen Gesundheitszustand als heterosexuelle Frauen* aufweisen (Bränström et al., 2016). Auch haben sie eine erhöhte Lebenszeitprävalenz für psychische Erkrankungen allgemein, affektive Störungen und selbstverletzendes Verhalten (Dennert, 2006, zitiert nach Göth & Kohn, 2014).

LSB Personen weisen insgesamt eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für risikoreichen Substanzkonsums (z.B. Heroin) im Vergleich zu ihren heterosexuellen Peers auf (Johns et al., 2018), es gibt aber auch Hinweise, dass speziell lesbische Mädchen*/Frauen* hier stärker gefährdet ein könnten (Dennert, 2006, zitiert nach Göth & Kohn, 2014). Im Vergleich zu heterosexuellen Peers weisen LSB Personen zudem insgesamt ein erhöhtes Suizidrisiko auf (Johns et al., 2018): Dies ist bei Suizidgedanken zweifach erhöht, bei Suizidversuchen dreifach und bei medizinisch versorgten Suizidversuchen ca. vierfach (Plöderl, 2016). Aber es gibt auch Hinweise darauf, dass lesbische Mädchen* und Frauen eine niedrigere Prävalenz bei Essstörungen aufweisen, was evtl. durch eine Lösung von herrschenden Körnernormen erklärt werden könnte, bei der auch die Hilfe der Community eine große Rolle spielt (Göth & Kohn, 2014).

Fazit

Zwar wird weibliche Homosexualität heutzutage im Vergleich zur männlichen Homosexualität in der Wissenschaft „gleichberechtigter“ betrachtet, aber die daraus oft resultierende gemeinsame Betrachtung von LSB lässt leider auch besondere Entwicklungsbedingungen unsichtbar werden. Forschende und Praktiker*innen sollten die Vielfalt lesbischer Identitäten wahrnehmen, anerkennen und Mehrfachdiskriminierungen im Blick behalten. So können sie dabei helfen, diese sichtbarer zu machen. Denn wenn die spezifische Bedürfnisse und Anliegen lesbischer Mädchen* und Frauen* berücksichtigt werden, können mehr und gezielter Möglichkeiten für positive Entwicklungsverläufe und Identitätswürfe geschaffen werden. Es gilt: *Ernst nehmen, aber nicht überzeichnen!*

Literaturhinweise

- Bränström, R., Hatzenbuehler, M.L. & Pachankis, J.E. (2016). Sexual orientation disparities in physical health: Age and gender effects in a population-based study. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 51(2), 289–301.
- Göth, M. & Kohn, R. (2014). *Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung*. Berlin: Springer
- Johns, M.M. et al. (2018). Trends in Violence Victimization and Suicide Risk by Sexual Identity Among High School Students — Youth Risk Behavior Survey, United States, 2015–2019. *Morbidity and Mortality Weekly Report – Supplements*, 69(1), 19–27.
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2018). *Coming-out - und dann...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Lesben und Schwulenverband Deutschland (Hrsg.).(n.d.). *Wie viele gleichgeschlechtliche Ehen gibt es in Deutschland*. Abrufbar unter: <https://www.lsvd.de/de/ct/1429-Wie-viele-gleichgeschlechtliche-Ehen-gibt-es-in-Deutschland>
- United Nations Development Programme (UNDP). (2020). *Almost 90% of Men/Women Globally Are Biased Against Women. New Analysis Provides Clues to “Glass Ceiling”; Tools to Shatter It*. Abrufbar unter: <https://www.undp.org/press-releases/almost-90-menwomen-globally-are-biased-against-women>
- LesMigraS. (2012). „... Nicht so greifbar und doch real“. *Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland*. Berlin: LesMigraS.
- Plöderl, M. (2016). Out in der Schule? Bullying und Suizidrisiko bei LGBTI Jugendlichen. *Suizidprophylaxe*, 43, 7-13.
- Plötz, K. (2017). „... in ständiger Angst...“ – *Eine historische Studie über rechtliche Folgen einer Scheidung für Mütter mit lesbischen Beziehungen und ihre Kinder in Westdeutschland unter besonderer Berücksichtigung von Rheinland-Pfalz (1946 bis 2000)*. Abrufbar unter: https://mh-stiftung.de/wp-content/uploads/MFFJIV_BF_Forschungsbericht_Angst_RZ_14012021_barr.pdf

- Pöge, K., Dennert, G., Koppe, U., Güldenring, A., Matthigack, Ev B. & Rommel, A. (2020). *Zur gesundheitlichen Lage von lesbischen, schwulen, bisexuellen sowie trans- und intergeschlechtlichen Menschen*. Abrufbar unter: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/72438/ssoar-jhm-2020-S1-poge_et_al-Die_gesundheitliche_Lage_von_lesbischen.pdf
- Voß, H.-J. (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript.
- Walgenbach, K. (2012). *Intersektionalität – eine Einführung*. Verfügbar unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/ueberblickstexte/walgenbach-einfuehrung>
- Watzlawik, M., & Sobiech, F. (2017). Schwul, lesbisch, bi, hetero oder nichts von alledem? Sexuelle Identitätsfindung innerhalb und außerhalb von Kategorien. In P. Genkova, & T. Ringeisen (Hrsg.), *Handbuch Diversity Kompetenz* (S. 393-405). Berlin: Springer
- Watzlawik, M. & Wenner, F. (2003). *... und ich dachte, du bist schwanger! Frauen erzählen ihr Coming Out*. Stuttgart: Gatzanis.
- Weinrich, J. D. (2014). From the editor: A sexual orientation quiz. *Journal of Bisexuality*, 14(3–4), 307–313.